

*Leichs. Fabrik,
Dresden*



Abend:

Zeitung.

156.

Freitag, am 1. Juli 1842.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redakteur: A. G. Th. Winkler (Th. Hill).

Daß die Rosen auferblüh'n!

Eben sagt' ein Mädchen mir,
Eilig aus dem Garten eilend,
Frohe Kunde mir ertheilend,
Mit gar freudigem Erglüh'n,
Daß die Rosen auferblüh'n!

Ob dieß Wort klingt hold und schön
Wieder durch des Herzens Räume,
Daß ich zaud're nicht und säume
Nach dem Garten hinzugeh'n.

Sa, es that Ihr süßer Mund
Nur die holde Wahrheit kund;
Sah die Morgenperlen schön
In den Purpurkelchen steh'n,
Hab' die stille Pracht erschaut,
Und ich rufe jetzt auch laut,
Laut mit freudigem Erglüh'n,
Daß die Rosen auferblüh'n!

Daß die Rosen auferblüh'n!
Töne schönes Frühlingwort
Ueber Berg' und Thäler fort,
Leuchte wie ein Himmelschein
In die Herzen all' hinein;
Und wo Kummer weilt so schwer,
Sey ein Trost von Oben her,
Flüß're zu des Lebens Mühe
Daß die Rosen auferblüh'n!

Grimma.

Ferdinand Stolle.

Madame Lebrun, geborene Bigée.

(Nekrolog.)

Fräulein Bigée wurde 1755 in dem Atelier eines Malers geboren, der sich einen Ruf durch mehrere hübsche Bilder in Pastell, und durch andere nach der Manier des Watteau erworben hatte.

Als Kind von sechs Jahren zeigte sie schon viel Liebe für die Malerei; sie zeichnete überall auf die Wände in ihrer Pension Köpfe, die schon früh ihre außerordentlichen Anlagen erkennen ließen. In ihrem eilften Jahre wurde sie in das Atelier des Malers Davisne, eines Freundes ihres Vaters aufgenommen, und in ihrem dreizehnten Jahre, nachdem sie von Bernet und den berühmtesten Malern jener Zeit unterrichtet worden war, malte sie das Portrait ihrer Mutter, welches das größte Aufsehen in Paris und selbst am Hofe machte.

Da sie das Unglück gehabt hatte ihren Vater noch vor ihrem fünfzehnten Jahre zu verlieren, so blieb sie die einzige Stütze ihrer Familie. Das Honorar ihrer ersten Portraits deckte die Kosten des besten Pensionats in Paris, in das ihr Bruder eingetreten war.

Während ihrer ganzen Kindheit war sie, zum großen Leidwesen ihrer Mutter häßlich und schwächlich gewesen, doch bildete sie plötzlich seit 1780 sich so auffallend schön aus, daß alle Marquis und Herren am Hofe von ihr gemalt seyn wollten nur um ihr reizendes Gesicht und ihre liebliche Gestalt recht oft vor Augen zu haben.

Um diese Zeit verheirathete sich ihre Mutter zum zweitenmale mit einem gewesenen Gefängnißwärter, der roh und geizig, sich sogleich alles Geldes bemächtigte, das die junge Künstlerin erwarb. Besonders ging aber dem jungen Mädchen die Frechheit zu Herzen, mit der der unzarte Mann sich die Kleider ihres verstorbenen Vaters aneignete, ohne nur im Mindesten Rücksichten auf die Gefühle seiner Frau und seiner Stieftochter zu nehmen. Durch ihr Talent für das Portraitiren schien das Glück ihr zu lächeln. Die Herzogin von Orleans hatte von ihrer außerordentlichen Fertigkeit und Liebenswürdigkeit gehört; auch hatte sie sie schon öfter, vom Palais Royal aus, in ihrem Atelier beobachtet, und war durch ihre interessante Schönheit angezogen worden. Sie bestellte ihr Portrait bei ihr und es gelang ihr dadurch sie am Hofe vorzustellen, der sie denn auch bald beschäftigte. Doch alle diese glänzenden Triumphe konnten Fräulein Wigée nicht glücklich machen; obgleich überall vergöttert fand sie doch nur Aerger und Kummer in ihrem häuslichen Kreise, den ihr Stiefvater durch seine Rohheiten und seinen Geiz zur Hölle machte.

Sie nahm also nach kurzer Ueberlegung die Hand eines gewissen Herrn Lebrun an, der ein leidenschaftlicher Verehrer der schönen Künste, und der Besizer einer ausgezeichneten Galerie war. Dieser Mann war noch einmal so alt als seine Frau und hatte sein Vermögen ziemlich zersplittert, seine Sitten waren gemein und roh und sein Ruf nicht der beste. Er verschwendete in weniger als drei Jahren die ungeheure Summe einer Million Franken, die Madame Lebrun von 1782 bis 1789 durch die Portraits der berühmtesten Personen von hohem Range, von großen Talente und ausgezeichnete Schönheit erworben hatte.

Seit ihrer Verheirathung lebte sie in geselligem Vereine mit Dichtern, Künstlern und den lebenswürdigen vornehmen Herren der damaligen Zeit, die ungeheure Summen für die Künste verschwendeten, und mit dem Geiste eben so viel als mit dem Körper lebten.

Man erzählt von fast unglaublichen Soireen, wo sie als Muse gekleidet ihren Freunden griechische Soupers gegeben habe, wobei der Cyprianerwein und die Oliven und korinthischen Trauben nicht fehlen durften. Die Ausschmückung des Speisesaals harmonirte mit den Kostümen und den Speisen. Ihre Tochter und die kleine Benneuil, Kinder von außerordentlicher Schönheit, umkreisten die Tafeln und gossen den Gästen Wein und Hydromel in antike Schalen. Der Geschmack an diesen Festen, die sie stets improvisirte, war in ihr durch das Lesen der Reise des Anacharsis, die damals erst erschie-

nen war, und eine ganz besonders gute Aufnahme gefunden hatte, gebildet worden.

Herr v. Cubieres, der bei den Festen obenan saß und mit Blumen bekränzt war, sang die Oden von Anacreon und begleitete sich auf einer vergoldeten Lyra.

Diese Feste machten in ganz Europa ungeheures Aufsehen. Man sagte in Versailles, daß sie zehntausend Franks kosteten, und diese Zahl von einem Hofe zum andern wachsend erreichte endlich in Deutschland und Rußland die Summen von funfzigtausend Francs, während in der Wirklichkeit das prachtvollste dieser Feste keine größere Ausgabe als die Summe von funfzig bis sechzig Franks verursachte. Das Jahr 1789 machte plötzlich diesen reinen angenehmen und poetischen Freuden ein Ende. Ein unüberwundlicher Schrecken ergriff Madame Lebrun, als sie das Gespräch zweier Arbeiter, in einem Garten hinter dem Invalidenhause, belauscht hatte. Sie sprachen von den ersten Aufwallungen des Volkes, und von ihren Plänen gegen die Vornehmen und Reichen.

Sobald sie in ihrem Hause anlangte, packte sie ihre Effekten ein, nahm ihre Pinsel und nur mit zweihundert Louis, dem Preise ihres letzten Bildes versehen, floh sie mit ihrer kleinen Tochter in einem schlechten Fuhrwerk aus Paris. Sie mußte eine abscheuliche Reise bestehen, und ihren Platz zwischen einem Beamten aus Paris und einen Jakobiner von Grenoble nehmen. Sie erreichte endlich Italien, und eine glückliche und angenehme Lebensperiode begann dort für sie.

Sie wurde sehr bald Mitglied der Akademien von St. Lukas in Rom, und der Arkadier, ferner von denen in Parma und Bologna, so wie sie es 1785 durch Joseph Bernet von der Akademie von Paris geworden war. Sie bereiste später Deutschland, Rußland, wo ihre Tochter sich verheirathete, und Preußen, wurde überall geehrt und fühlte sich glücklich. Sie ward Mitglied der Akademie in St. Petersburg im Jahre 1800 und der Akademie in Berlin im Jahre 1801. In demselben Jahre kehrte sie endlich, nach einer Abwesenheit von zwölf Jahren nach Frankreich zurück. Später verließ sie ihre Heimath auf kurze Zeit wieder um nach Holland und England zu gehen, wo ihr Ruf ihr schon lange vorausgeeilt war. — Madame Lebrun malte während ihres Aufenthaltes am Hofe Ludwig XVI., und ihrer Reisen, die fast unglaubliche Anzahl von sechshundert und zwei und sechzig Portraits. Mehrere ihrer Bilder haben einen wahren Kunstwerth, und weisen ihrer Schöpferin einen Platz unter den berühmtesten Malern am Ende des achtzehnten Jahrhunderts an. Sie hinterließ fünfzehn historische Bilder und mehr als zweihundert

Landchaften. Diese Frau, in ihrer Jugend so beliebt und geschmeichelt, späterhin so geehrt, daß man wegen ihr die Statuten mehrerer Akademien umwarf, die keine Frauen als Mitglieder aufnahmen, hat ein seltenes Alter erreicht, und ist immer gut und liebenswürdig geblieben. Zu großem Vergnügen Anderer erzählte sie gern von den Epochen, die sie durchlebt.

In ihren letzten Jahren vereinigte sie zu Lucienes, diesem reizenden Paradiese in den Umgebungen von Paris, die Reste der alten Gesellschaft um sich, die bei dieser Muse des vergangenen Jahrhunderts, die Erinnerungen an dasselbe erfrischen wollten, das ihnen, den Greisen, wie ein Traum erschien, ihren Kindern aber wie eine Feengeschichte und Märchen vorkommt. Nun weihete sie ihren Pinsel, der die Reize unserer Großmütter verewigt und so viele Blumen geschaffen hatte, die leider durch das Unheil der Revolutionen zum Theil zerstört wurden: der Wohlthätigkeit.

Madame Bigée Lebrun starb am 31. März 1842. in ihrem siebenundachtzigsten Jahre.

A. v. L.

M i s c e l l e.

Kapitain Jesse erzählt in seiner anziehenden Reisebeschreibung: „Notes of a Half-Pay in search of health,“ er habe den Arzt, den Moreau nach seiner Verwundung in der Schlacht bei Dresden behandelt, gefragt, ob es wahr sei, daß der General bei der Anklündigung, auch das andere Bein müsse abgenommen werden, sich bloß zu seinem Adjutanten gewendet und gesagt habe: „Eh bien, une autre cigarette!“ — „Nein,“ erwiderte der Arzt. „Ich will Ihnen alle Umstände mittheilen.“ Moreau war an der Seite des Kaisers von Rußland, der gleich, nachdem der Schuß getroffen hatte, zu seinem Beistand eilte. Moreau wurde in ein Haus nicht weit hinter der Stellung der Verbündeten gebracht. Das Gebäude hatte zwei Stockwerke, aber das untere war bei der wellenförmigen Beschaffenheit des Bodens in der Front der Heeraufstellung gegen das Feuer des französischen Geschüßes gedeckt, während das obere, wo ich den Verwundeten behandelte, oft von Kugeln getroffen ward. Als ich die Wunden untersucht hatte, sah ich sogleich, daß beide Beine abgenommen werden mußten, ich sprach aber nur von einem, und nach den gewöhnlichen Vorkehrungen vollzog ich die Operation, wobei der General die größte Standhaftigkeit zeigte. Ich untersuchte darauf noch einmal das andere Bein, und nach einer kurzen Pause erklärte ich ihm, daß ich die

peinliche Pflicht hätte, ihm zu sagen, auch dieses müßte abgenommen werden. Er schien darauf gar nicht vorbereitet zu seyn und sagte nicht ohne Bewegung: „O mein lieber Doctor, warum haben Sie mir das nicht eher gesagt? Mein, Gott, ich werde ein Ungeheuer (un monstre) sein, ja ein Ungeheuer!“ Er setzte mit einiger Lebhaftigkeit hinzu: „O dieser Bonaparte ist immer glücklich!“ Als ich seine Aufregung bemerkte, suchte ich ihn durch Gründe zu beruhigen. „Herr General,“ sprach ich, „Sie sind ein tapferer Mann, seyen Sie besonnen.“ Er wendete sich sogleich um und verlangte, daß ich zur Amputation schreiten möchte die er mit einer bewundernswürdigen Geduld und Standhaftigkeit ertrug, aber vom Rauchen war nicht die Rede. Als sich das verbündete Heer zurückzog, wurden hundert Kosaken beordert, ihn fortzuschaffen. Sie trugen ihn auf einer Sänfte, die sie auf ihre Piken gelegt hatten. Moreau fürchtete so sehr in Napoleons Gewalt zu gerathen, daß er trotz dem schlechten Wetter in keinem der Dörfer, durch welche wir kamen, mit dem Wundarzte zurückbleiben wollte. Ich besuchte ihn am andern Morgen und ungeachtet aller Anstrengung auf dem nächtlichen Zuge, befand er sich sehr wohl. An diesem oder dem nächsten Tage aber kamen der Fürst M. und der Herzog von ** auf dem Wege nach Wien durch das Lager und machten ihm unglücklicher Weise einen Besuch. Sie zogen ihn in ein Gespräch über die Angelegenheiten Europa's und die Stellung der Heere, und die dadurch hervorgebrachte Aufregung veranlaßte ein Fieber, das mit seinem Tode endigte.

A p h o r i s m e.

Wie viel Menschenkenntniß verrathen oft die Dichter in ihren Werken und wie wenig beweisen sie dieselbe in der Regel im Leben, wo sie meistens ihrer Natur nach wie die Kinder handeln und den Schein des Guten für das Gute selbst nehmen.

Julie v. Großmann.

Auf unsere schreib- und druckselige Zeit.

Welchen Drang des Geistes beweist nicht das dicke Verzeichniß,

Welches zweimal im Jahr; Leipzig geflissentlich schießt?
Oft der Hunger gebahrt, dann Eitelkeit säugte die Kinder,

Die, den Findlingen gleich, jenes Behältniß umschließt.

Karl Halden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Hamburg.

„Geergebrannt ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bett.
In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.“

Statt der, den Lesern Bessertins versprochenen Uebersicht über die Leistungen unserer Bühnen während des jüngst verflossenen Theaterjahres, muß ich Ihnen leider die Schilderung eines schrecklichen Ereignisses geben, welches unsere, sonst so glückliche Stadt betroffen hat. Ein entfesseltes Element, die wilden Flammen, wüthete im Herzen Hamburg's und verwandelte die schönsten Stadttheile in einen Haufen ausgestorbener Trümmer, in ein Pompeji und Herculanium, in eine öde, von Menschen verlassene Brandstätte. Wo finde ich Worte, um die schaudervollen Tage und die grauenvollen Nächte treu zu schildern, für diese, sonst der heitern Unterhaltung, den freundlichen Kunstinteressen gewidmeten Blätter! Wer vermag das Bild der Zerstörung, der Verwirrung, des augenblicklichen Schreckens und Jammers mit treffenden Farben zu malen! Jeder Versuch, also auch meiner, wird hinter der schrecklichen Wirklichkeit zurückbleiben. Noch immer tönt der Angstschrei der Sturmglocken mir in den Ohren, das Getöse der gesprengten und einstürzenden Häuser, das Wehgeschrei der darunter begrabenen Menschen. Und wo ist ein Ende dieses Jammers? Wann werden die darnieder liegenden Stadttheile wieder hergestellt, wann alle Spuren der Zerstörung verschwunden seyn, wann Jeder die Stelle wiedergewonnen haben, wo er einst sein Haupt in Frieden zur Ruhe legen konnte, die er seinen Kindern als Erbtheil zu hinterlassen dachte? O! du einst fröhliches, glückliches Hamburg, wie schwer hat die Hand des Herrn auf dir geruht, und wann wirst du dich von deinem Fall wieder erhoben haben! —

Es war am Frühmorgen des Himmelfahrtstages, des 5. Mai, etwa um 1½ Uhr, als die Sturmglocken, der Ruf der Wächter, und die Signalschüsse den Ausbruch einer Feuersbrunst verkündeten. Seit langer Zeit war man in Hamburg gewohnt, sich bei diesen Unheilszeichen so ziemlich zu beruhigen, wenn man nicht in unmittelbarer Nähe des Feuers wohnte. Man vertraute den bewährten Löschanstalten, deren emsigen Bemühungen das empörte Element selten lange Widerstand leistete, so daß nur in seltenen Fällen mehrere Gebäude, in den meisten kaum das zuerst vom Feuer ergriffene, ein Raub der Flammen wurden. So auch dieses Mal. Das Feuer war in einem von zwei Israeliten benutzten Speicher in der Deichstraße zum Ausbruch gekommen, und bei ziemlich ruhigem Winde und da es nicht an Wasser zum Löschen mangelte, glaubte ein Jeder, man werde bald des Brandes Meister werden. Referent, dessen Wohnung nicht weit von der Quelle des Feuers entfernt ist, überließ sich selbst wieder dem Schlummer, nachdem er zwei Stunden lang dem Feuer zugehört und es für bald zu dämpfen hielt. Doch, wie erstaunte er, als er nach einer zweistündigen Ruhe die Feuersbrunst nicht gelöscht, sondern in erneuter Stärke wüthend fand. Die Flammen hatten sich jenseits des Kanals, zu den Speichern und Häusern des Rödningmarktes Bahn gebrochen, und bereits zwei Häuser ganz in Asche gelegt. Man sah nun das Feuer immermehr an Ausdehnung gewinnen, hoffte aber doch gegen Mittag, daß demselben Grenzen gesetzt werden könnten. Diese Hoffnung aber wollte sich nicht verwirklichen; die Flammen schritten in der Deichstraße von Haus zu Haus, von Speicher zu Speicher, überschritten zwei dazwi-

schen liegende Straßen, sogenannte Zwielen, und näherten sich unaufhaltsam dem Hopfenmarkte, von zwei verschiedenen Seiten. Hilfe eilte von allen Seiten herbei, Spritzen vom Landgebiete, von Altona, von Lüneburg, von Kiel, von Stade, von Winsen, u. s. w. trafen ein, doch nichts vermochte dem entfesselten Elemente Einhalt zu thun. Der hölzerne Fleischschranken des Hopfenmarktes, welchen man, sowie einige Häuser der Deichstraße, niederzureißen versuchte, vermehrte noch die Gluth und die ungeheure Feuermasse, so daß bald der Thurm der Nikolaikirche bedroht schien. Man mochte und konnte sich ein so schreckliches Unheil kaum denken, bis man deutlich die Flammen unter den Knöpfen, welche die Spitze trugen, bemerkte. Nun ergriff Schrecken und Grauen Alles, was in der Nähe weilte und wohnte. Flucht und Verwirrung wurden allgemein: „Rette sich, wer kann!“ wurde die Losung. Um 4 Uhr stürzte die Spitze des Thurmes herunter, ohne jedoch, soviel mir bekannt, Menschenleben zu gefährden, da man in Furcht und Angst schon lange seinen Fall vorhergesehen. Die Kirche mit ihrer Umgebung bildete nun ein Feuermeer, welches sich nach verschiedenen Seiten ausbreitete. Alle Beschreibung übersteigt der unheimliche Eindruck, den die, von der Gluth ergriffenen Stocken des Thurmes, welche das bekannte Stockenspiel gebildet hatten, durch ihr schaudervolles Geläut machten; eine Wehklage, wie man sie nie vernommen, ebenso befremdend, als herzerreißend. In grünen und gelben Flammen durchzügelte das schmelzende Metall später die Gluth, und bildete ein eben so seltenes Schauspiel für den Blick, wie kurz zuvor der Wehlaut der Stocken für das Gehör gebildet hatte.

Die Nacht mehrte die Schrecken der Feuersbrunst, welche reißende Fortschritte machte und den Löschanstalten überall über den Kopf gewachsen war, so stark auch unsere Mittel mit den unsrer hilf spendenden Nachbarn waren. Es wurde nun versucht, dem Weiterdringen der Flammen, durch Sprengung einiger Gebäude, Einhalt zu thun. Das alterthümliche Rathhaus und mit ihm viele andere Gebäude mußten der Gewalt des Pulvers weichen, und wurden in Trümmer gestürzt, doch gelang es nur halb das neben dem Rathhause stehende Backgebäude zu retten. Bessern Erfolg hatten die Sprengungen mehrerer Gebäude beim sogenannten Graskeller, wo den Flammen bei einer nicht sehr breiten Brücke dadurch Einhalt gethan wurde, so daß sie sich von dieser Seite der bedrohten Neustadt nicht weiter näherte. Unterdessen hatte das Feuer aber den breiten Kanal von der Altenwallstraße aus übersprungen, und sich zu einer der schönsten Straßen, dem Neuenwalle, Bahn gebrochen. Es blieb nur der südliche Theil dieser, die schönsten Läden und Luxus-Magazine enthaltenden Straße übrig. Von dort gelangte die Gluth zu einer gleich schönen Straße, den großen Bleichen, wo sie das Hôtel Tenisch zuerst ergriff, und sich dann zum Jungfernstiege verbreitete, wo sie alle Häuser verzehrte, und selbst die, in den eigentlichen Spaziergang geflüchteten und dort aufgethürmten Effekten ergriff, und selbst die mit solchen angefüllte Böde der Alster nicht verschonte. Eine, von dem englischen Ingenieur Lindlay geleitete und von hannoverscher und hiesiger Artillerie ausgeführte Sprengung einer Häuserreihe, die Hôtels: Alte Stadt London, Salomon Heine, Streit u. s. w. in sich begreifend, setzte der Flamme an der Ecke des Gänsemarkts und neuen Jungfernstieges Grenzen, so daß die letztgenannte Promenade, und mit ihr die Esplanade und das Viertel, welches das Stadttheater umgiebt, mit diesem erhalten wurde. Von der andern Seite hatte indessen das Feuer, vom Südwinde begünstigt, eine schreckens-erregende Ausbreitung gewonnen.

(Beschluß folgt.)